

Übersetzung Natalya Yaschyk

Kommission für die Zusammenstellung der Chronik des Großen Vaterländischen Krieges.

Gespräch mit Maria Alexandrowna Winokurowa

Gesprächsführung und Protokollierung: N. K. Strelkowa, wissenschaftliche Mitarbeiterin.

Neubrandenburg

Juni 1945

1. Vor dem Krieg Beschauerin in der Wollspinnerei Nr. 14 in Moskau
2. Geburtsjahr: 1923
3. Staatsangehörigkeit: Russin
4. Mitglied des Komsomol seit 1938
5. Bildung: 10 Klassen Erwachsenen Schule
6. Adresse: Moskau, Prjamikowa-Platz, Andronjewska-Straße 10, Wohnung 79.

Ich habe vor dem Krieg als Beschauerin in der Wollspinnerei Nr. 14 in Moskau gearbeitet. Beim Kriegsausbruch meldete ich mich zur Armee. Ich wurde der 22. Infanteriedivision als Sanitäterin zugeteilt. Wir standen die ganze Zeit über bei Wjasma. Als die Deutschen 1941 angriffen, gerieten wir in den Kessel. Wir waren etwa 150 Leute und wollten einen Partisanenverband aufstellen, doch unser Plan scheiterte und wir wurden in das Lager in Wjasma gebracht. Die Ernährung dort war schlecht, wir bekamen nur 100 Gramm Brot. Das Lager war so überfüllt, dass viele im Freien blieben, weil alle Baracken besetzt waren. Die Wachmänner schossen immer wieder in die Menge, ein, zwei Salven, egal, wen es gerade traf. Zwei Leutnants und ich flohen aus dem Lager. Ich ging nach Brjansk, wo meine Tante lebte. Ich lief 280 km zu Fuß, doch die Deutschen waren schon dort.

Ein entkulakisierter Kulak, der unter den Deutschen Starosta (Bürgermeister) wurde, war sehr wütend auf meinen Vetter, der die Enteignung der Kulaken durchgeführt hatte, und meldete ihn als Partisan. Mein Vetter wurde verhaftet und erschossen. Meine Tante wurde ausgeplündert. Dann denunzierte der Starosta auch mich als Partisanin. Man deportierte mich unverzüglich nach Deutschland.

Ich kam nach Berlin und arbeitete als Hausmädchen bei dem Fabrikanten Hilgner. Er lebte auf großem Fuß: er hatte eine eigene Fabrik und ein eigenes Restaurant. Ich stand um 5 Uhr morgens auf und ging um Mitternacht ins Bett, machte die Wäsche und spülte Geschirr. Ich lernte russische Emigranten kennen. Einmal stand ich mit meiner Freundin an der Bushaltestelle, wir unterhielten uns auf Russisch. Neben uns stand eine gutaussehende alte Frau, die auch Emigrantin war. Wir schlossen Bekanntschaft. Sie gab mir russische Bücher zum Lesen. Ich las sie nachts oder wenn niemand zu Hause war.

Hilgner fing an, mir nachzuspüren. An einem Morgen wurde ich geweckt: Polizisten waren da, ich sollte mich schnell anziehen und zum Alexanderplatz mitkommen, wo sich die Gestapo befand.

Bei der Gestapo fragten sie mich, ob ich die und die Russen kannte. Ich bejahte das. Sie fragten mich weiter, ob ich ein Mitglied ihrer Untergrundorganisation sei, von der ich absolut nichts wusste. Sie schlugen mich ins Gesicht und rissen mir alle Knöpfe vom Mantel. Dann wurde ich wieder freigelassen. Ich schrieb meiner Freundin, dass sie vorbeikommen soll und setzte hinzu: „Ich war bei der Gestapo, die Dreckskerle haben mich verprügelt. Ich glaube, sie haben mir die Brust zerschlagen. Egal, die Unseren werden kommen und es ihnen heimzahlen“.

Ich wollte schnell los und die Karte einwerfen, aber Hilgner folgte mir und hielt mich auf. Ich gab die Karte einem Passanten mit der Bitte, sie einzuwerfen. Aber sie landete bei der Gestapo und am nächsten Tag war auch ich wieder dort. „Hast du diese Karte geschrieben?“, fragten sie. Ich antwortete „Ja“. Sie fingen an, mich zu verhören: „Wer sind die ‚Dreckskerle‘, wer sind die ‚Unseren‘?“ Diesmal schlugen sie mich noch heftiger, und die Dolmetscherin hämmerte mit einem Bleistift auf meine Stirn ein. Sie sagte, ich würde nie wieder das Sonnenlicht erblicken.

Am nächsten Tag steckten sie mich ins Gefängnis. Jede Woche wurde ich zur Gestapo gebracht und immer wieder geschlagen. Eines Tages brachten sie mich in einen Raum, in dem alles elektrisiert war. Sie setzten mich auf einen elektrischen Stuhl und schalteten den Strom ein. Dann brachten sie mich in einen anderen Raum, wo ich etwa 40 Minuten verbrachte. Die Hitze dort war unerträglich. Nach diesen „Prozeduren“ verlor ich den Verstand und wurde tobsüchtig. Fünf Monate lang war ich im Krankenhaus. Nach der Genesung wurde ich zurück ins Gefängnis gebracht und wieder verhört. Diesmal brachten sie mich in einen Raum, wo in einer Ecke eine Maschine stand, die mich mit „eisernen Händen“ ergriff, mir das Kleid zerriss, mich auf eine Bank legte, mit Riemen festband und mich dann mit einer Gummipeitsche schlug. Ich erhielt fünf Schläge. Ich muss ohnmächtig geworden sein, weil ich im Krankenhaus aufwachte, wo ich dann fünf Wochen lag.

Ich hatte ein nervöses Zittern an den Händen, am Kopf, am ganzen Körper. Aus dem Krankenhaus kam ich wieder ins Gefängnis und wurde noch dreimal verhört.

Einmal gab es im Sommer einen schweren Bombenangriff auf Berlin. Die Wachleute liefen weg, mehrere Gefangene konnten fliehen, aber ich wurde erwischt und in eine Einzelzelle gesteckt. Ich war achteinhalb Monate im Gefängnis, aber sie haben von mir nichts erfahren. Deshalb wurde ich in ein Straflager bei Braunschweig gebracht.

Wir standen um 4 Uhr morgens auf, bis 4:30 Uhr mussten wir uns anziehen, waschen, und das Bett machen. Die Aufseherin kontrollierte jedes Bett. Wenn ihr etwas nicht gefiel, schlug sie, bis man blutete. Um 5 Uhr war Appell, und wir mussten zwei Stunden lang stramm stehen. Sie lasen die Nummern auf Deutsch vor. Wenn eine Gefangene ihre Nummer überhörte, wurde sie so heftig geschlagen, dass sie Blut spuckte. Ich hatte die Nummer 22256. Nach dem Appell schickten sie uns

zur Arbeit. Wir ernteten Erbsen und sollten innerhalb einer bestimmten Zeit soundsoviel Kilo sammeln. Wer nicht die erforderliche Menge brachte, wurde geschlagen. Alle Sachen wurden uns weggenommen, wir bekamen nur einen Arbeitsanzug, egal, ob es warm oder kalt war. Zum Mittagessen gab es einen Liter Mehlsuppe. Wer mehr wollte, kriegte einen Peitschenhieb und einmal Nachschlag, oder zwei Hiebe und zweimal Nachschlag.

Ich war nur eine Woche in diesem Lager, dann kam ich ins Frauenlager Ravensbrück, wo sie ständig geschlagen haben. Die Blockälteste zwang dich, einen Schuh auszuziehen und haute ihn dir auf den Kopf. Einer Blockältesten machte es großen Spaß, mich täglich zu verprügeln. Zehn Tage lang war ich dort, zehn Tage hat sie mich geschlagen. Dann wurde ich in nach Neubrandenburg in ein anderes Lager gebracht. Dort arbeitete ich in einer Flugzeugfabrik und sollte an einer Drehmaschine Flugzeugteile herstellen. Das war eine sehr verantwortungsvolle und schwere Arbeit. Ich habe sie zwei Wochen lang gemacht und in der Zeit dreißig Ausschussteile produziert. Zur Strafe steckten sie mich in den Karzer, dort stand ich fünf Tage lang knietief im Wasser und bekam nur zweimal ein kleines Stück Brot. Danach musste ich Flügel bohren. Wenn die Aufseherin sah, dass man schlecht arbeitet, schlug sie einen auf den Kopf.

Das ganze Jahr hatte ich überall am Körper Eiterbeulen, aber ich musste weiter arbeiten. Nach einer Grippe versagten mir dann die Beine, doch ins Krankenhaus ging man besser nicht. Geholfen hat mir eine Ärztin, Walentina Fjodorowna, auch eine Gefangene. Sie hat mich geheilt; es hat gedauert, aber ich konnte wieder gehen.

Im Krankenhaus wurde man nicht behandelt, sondern bloß schikaniert, die Ärzte verschrieben tödliche Injektionen oder schickten einen mit dem roten Büchlein ins Krematorium.¹ Ich ließ mich nicht krankschreiben, sondern arbeitete weiter. Die Frauen brachten mich in die Fabrik und setzten mich in eine Ecke, damit die Aufseherin nicht merkte, dass ich mich unwohl fühle. Meine Beine taten wieder, aber ich hatte Halsschmerzen und konnte weder essen noch trinken. Mit 38-39 Grad Fieber ging ich arbeiten.

Im April sagte die Aufseherin, dass das Lager evakuiert werden muss, damit es nicht den russischen Banditen in die Hände fällt. Alle Leute wurden aus dem Lager vertrieben. Zu essen bekamen wir nichts mit, wir aßen rohe Rüben. Als wir 30 Kilometer von der Stadt weg waren, gab es einen lauten Schlag. Die Aufseherinnen rannten weg, und wir flohen zu dritt. Wir kamen in ein verlassenes Dorf. Dort haben wir uns umgezogen und noch Sachen zum Anziehen mitgenommen. Am 1. Mai kamen unsere Truppen. Nach drei Jahren Zwangsarbeit (Katorga) war ich endlich frei.

¹"Unmöglich, diesen Schrecken aufzuhalten". Die medizinische Versorgung durch Häftlinge im Frauen-KZ Ravensbrück, hg. Saavedra Santis u. Ramona Wickert (Berlin, 2017)